

MARC RIES, HILDEGARD FRAUENEDER, KARIN MAIRITSCH (HG.)

dating.21

Liebesorganisation und Verabredungskulturen

NAH UND FERN.
ZUR KULTURELLEN LOGIK
DIGITALER ›BEGEGNUNGEN‹

WOLFGANG MÜLLER-FUNK

Allein das Bild ist ein geheimnisvoller
Betrug der Ferne¹

Paare und Passanten

Ich glaube, es war am 5. Juni 1996, um circa 18 Uhr im Rahmen der Eröffnung der von Brigitte Felderer kuratierten Ausstellung Wunschmaschine Welterfindung (Felderer 1996: 1–6), als ich zum ersten Mal, zusammen mit Freunden und Kolleg/-innen eine virtuelle, digital vermittelte intime Begegnung zweier Menschen vorgeführt bekam: eine Person, in meiner Erinnerung war es die Frau, befand sich real in der Kunsthalle am Karlsplatz, die andere, der Mann, am Ars Electronica Center in Linz. Beide Person ›existierten‹ zwiefach, als leibliche Personen und jeweils, reziprok, in digitaler Punctuation auf dem Bildschirm. Es war ein ganz spezifisches Datum festgelegt, um die virtuelle Begegnung, die einen imaginären Raum erotischer Selbst- und Fremdbezüglichkeit eröffnete, zu realisieren.

Mit diesem Verdopplungseffekt spielt auch Igor Bauersimas und Réjane Desvignes Theaterstück *Boulevard Sevastopol* (Akademietheater, Wien, Spielzeit 2006/07). Die russische Studentin Anna, die zur Finanzierung ihres Lebensunterhalts in einer Art von digitaler Peepshow im Internet posiert, hat im Netz Zed kennengelernt, von dem sie nicht weiß, dass er mit Lev, dem Sohn ihres obskuren und erpresserischen Vermieters, identisch ist. Das Spiel, das die beiden spielen, funktioniert durch die Mixtur aus Anwesenheit und Abwesenheit:

1 Ludwig Klages 1921/1951: 92

»Anna: Zed, ich seh dich. Du bist es doch. Du bist seit fünf Minuten da. Ich kann dich sehen. Du wolltest schauen, was die von mir wollen, gib's zu, du wolltest zuschauen. Du bist zu spät gekommen. Die Show ist vorbei. Warum sagst du nichts?«

Der virtuelle »Spielraum« wird zum Ort der Obsessionen, Anna operiert als deren Statthalterin, Erzählerin und Regisseurin. Während sie ihrem anonymen, aber im Gegensatz zu Kino und Theater unsichtbar anwesenden Publikum bestimmte pornographische Szenen vorführt, erotische Anweisungen erteilt und erzählt, befindet sie sich zugleich in einem intimen Rapport mit Zed alias Lev: »Du bist auch ein wenig pervers, dass du dir das anhörst von mir. Ich dachte, ich hätte eine Beziehung mit dir. Machst du's dir gerade? Du machst es dir wohl gerade.« Ausschließliche Basis ihrer Kommunikation ist der Computer, ihr pornographisches Spiel ist ganz auf telematische Kommunikation abgestimmt: »Wir haben uns noch nie gesehen«, sagte Lev, der sich als digitaler Ekstatiker der Fernliebe zu erkennen gibt: »Du bist so schön, wenn ich nicht da bin.« Ausgerechnet am Silvesterabend wollen die beiden ein persönliches Treffen arrangieren, was nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen ist, wie Anna betont: »Vergiss nicht, ich weiß noch immer nicht, wer du bist. Nicht hundertprozentig.« (Bauersima/Desvignes 2005: 7–9)

In das Stück, das die spielerischen und ästhetischen Möglichkeiten der neuen Medien auslotet, ist gleichsam deren kommunikationsästhetische Matrix eingeschrieben. Es handelt sich um eine Szene, wie sie für die Verschränkung von Avantgarde und neuen Medien und die damit einhergehenden hypertrophen Phantasien eigentümlich ist. Avantgarde bedeutet in diesem Zusammenhang zunächst die Erprobung neuer medialer Theorien und Praxen im Hinblick auf die ästhetischen und kommunikativen Möglichkeiten. (Klinger/Müller-Funk 2004: 249–252) Der ironische Plot des Stücks besteht nicht zuletzt darin, zu zeigen, wie rasant die Umschlagszeit von avantgardistischer Vorführung – die erste Szene im Museum – in kommerzielle Banalität – die zweite Szene im Netzalltag des anonym genutzten Personalcomputers – ist.

Im ersten Beispiel sind – im Unterschied zur Versteckkomödie im zweiten Fall – zwei Rahmenbedingungen von entscheidender Bedeutung: dass sich nämlich das räumlich entfernte Paar zuvor viele Male »real« begegnet war. Es verfremdete gleichsam seine eigene »reale«, das heißt leibliche Befindlichkeit des Begegnens, spielte mediale Möglichkeiten im Hinblick auf deren psychoästhetische Eigenlogik durch, erprobte den erotischen Reiz der Fernliebe. Anders liegt der Fall im zweiten Beispiel. Der Mann bringt es auf den Punkt: »Du bist so schön, wenn ich nicht da bin.« In Bauersimas und Desvignes Komödie über digitale Zeiten ist die Fernliebe noch immens gesteigert: dadurch, dass die Beziehung aus-

schließlich auf die Fernliebe beschränkt bleibt und das Publikum nicht aus der Anonymität heraustritt. Die mit Peinlichkeit und Scham gepaarte Wahrnehmung, dass ich, äußerlich entblößt, betrachtet werde, ist mit der Gewissheit eines Gesehen-Werdens verbunden, das nicht sichtbar wird. Die Intimität wird dadurch phantasmatisch verstärkt und zugleich ermäßigt. Das virtuelle Medium wirkt wie eine Maske, die verhindert, dass ich den Blick automatisch zu Boden richte, weil ich mich schäme, und zwar nicht, weil ich etwas nicht sehen will, sondern weil ich nicht gesehen werden möchte. Die äußerliche Entblößung korrespondiert mit der Maske der zynischen Überlegenheit, die Anna, die Stripperin und Sexanimateurin auf dem digitalen Bildschirm, zelebriert, ohne dass sie dabei das Gefühl hätte, sich »wirklich« auszuziehen, zu prostituieren: weil leibliche Nähe ausgeschlossen ist. Die unsichtbare Grenze ist keine, die sich auf dem Bildschirm befindet, weil dieser selbst die Grenze markiert. Entscheidende Spielregel bleibt, dass diese virtuelle Begegnung unter Einschluss dessen vonstatten ging, das ansonsten ausgeschlossen ist: das Publikum, der Blick des oder der Dritten, des oder der Anderen. (Žižek 1997) Was sich der sexuell erregte Mensch herbeiphantasiert, wird zum Zentrum des digitalen Spiels.

Persönliche oder gar intime Begegnungen sind zunächst dadurch charakterisiert, dass sie diese/-n Dritte/-n »real« ausschließen, obschon die Phantasie einer potentiellen Betrachtungsinstanz, eines anstößigen Blickes von außen im Vollzug gerade des realen oder auch imaginierten Geschlechtsaktes stimulierend wirken mag. Der oder die Dritte ist zunächst das strukturell störende Element, das durch Intimität ausgeschlossen wird. (Freud 1994: 72) »Die geschlossene Gemeinschaft ist das Paar.« (Lévinas 1991: 34) Die Phantasie des/der Dritten wird in der geschilderten Museumsszene manifeste Realität: durch die Anwesenheit anderer, an der Zweier-Kommunikation Nicht-Beteiligter, und durch die Tatsache, dass sich der Bildschirm des Computers an einem öffentlichen Ort, in einer Kunstaussstellung befand. Der symbolische Ort, das Feld, bewirkt den Unterschied zwischen Kunst und »Leben«. Besonders dieser Umstand macht die neue Form der Begegnung, wie sie eben der Computer, dieses Universalmedium, ermöglicht, zu einem ästhetischen Phänomen. (Pfeiffer 1999: 19–34)

Man könnte in diesem Zusammenhang von einer virtuell ermöglichten Entgrenzung sprechen.

Um das kontrastiv zu verdeutlichen, erwähne ich noch eine dritte »reale« Szene, die sich vermutlich nicht nur auf *einer* wilden Silvesterpartie der späten 70er Jahre zugetragen haben mag: in der Mitte ein kopolierendes Paar, kreisförmig darum herum, bekifft und besoffen, gruppiert ein Publikum, Freundinnen und Freunde, die das Geschehen kom-

mentieren und beklatschen. Eine eher krude, um nicht zu sagen regressiv und wenig sublimale Szene. Ganz offenkundig handelt es sich trotz des Publikums, das hier von beiden Akteuren als eine reale und wohl auch entgrenzend-stimulierende Instanz erfahren wurde, um kein ästhetisches Ereignis, weil ihm trotz Publikum und Inszenierung ein entscheidendes Moment fehlt: der öffentliche Raum und die damit verbundenen Verfremdungseffekte. Es ist ein non-virtuelles, gleichwohl inszeniertes Ereignis im Rahmen einer privaten Gruppe, Teil von deren libidinöser Entladungsdynamik, die auf der Entgrenzung einer ansonsten verschlossenen und exklusiven Intimität beruht. Immerhin führt uns der Vergleich der beiden einprägsamen Szenen die mediale Bedingtheit von Begegnungen vor Augen. Sie schließt die Frage ein, ob eine leibferne Kommunikation überhaupt als Begegnung im Sinne etwa der Phänomenologie Husserls und Merleau-Pontys angesehen werden kann und was Medialität überhaupt bedeutet. (Bernhard Waldenfels 1990)

Insbesondere die erste (aber auch die zweite) Szene führt die Anziehungskraft der neuen Medien im Hinblick gerade auf intime und persönliche Kommunikation vor. In ihr geht es vor allem um das Phantasma der Omnipräsenz – ich bin da, auch wenn ich nicht anwesend bin –, ferner um eine merkwürdige Verkoppelung des Erotischen mit der strukturellen Eigenlogik der medialen Maschinerie des Computers: Auch wenn wir die großen Meisterwerke und Programmschriften der erotischen Literatur – de Sade, Goethe, Stendhal, Lawrence, Miller, Klages – nicht kennen, wissen wir aus eigener Erfahrung von dem Widerspiel von Entgegenkommen und Entzug. Der Nietzsche-Schüler Ludwig Klages, der dem George-Kreis angehörte, formuliert diese innere Konstellation so:

»Zur Nähe gehört als ihr Gegenpol die wesenhaft niemals erreichbare Ferne. Jeder Augenaufschlag, anheimgegeben auch nur der Weite des Raums, verheißt und verlockt; allein, zu was er verlockt, das fänden wir nicht, wenn wir uns aufmachten und ›in die Weite‹ strebten: der Horizont flieht vor uns zurück [...].« (Klages 1921/1951: 91f.)

Dass wir uns, ganz generell gesprochen, treffen, hat zur Voraussetzung, dass wir uns in einem Zustand der Distanz zueinander befinden. Um die Lust an der Begegnung aufrechtzuerhalten, bedarf es der zumindest zeitweiligen Entfernung. Bei einer längerfristigen Absenz wird eine Beziehung, die man heutzutage auch als eine nicht abreißende Kette von Begegnungen und Kontakten interpretieren kann, brüchig; ihr droht, bei allzu langer örtlicher Absenz, die Implosion.

Ein Medium wie der Computer scheint diesem doppelten Bedürfnis individualisierter Menschen in einer hypermodernen Gesellschaft strukturell entgegenzukommen, indem er den Grad der Verbindlichkeit der

digitalen Maschinerie überlässt. Das Paar der ersten Szene verfremdet seine persönliche Beziehung, distanziert sie durch das Dazwischentreten des Bildschirms und durch ein Publikum, das halb real, halb unreal blieb (wie im Fall der Fernsehzuschauer, Radiozuhörer oder Romanleser). Sie führt uns eine Beziehung vor, wie sie in einem bestimmten Milieu üblich geworden ist.

Zumindest utopisch denkbar wird, dass die rein mediale Begegnung – so wenigstens das Phantasma und die mit ihr einhergehende technologische Utopie – die leibhaftige substituieren, ersetzen könnte. So wie wir nicht mehr ins Restaurant gehen müssen und die Pizza digital bestellen können, so wie wir nicht mehr durch reale Straßenlabyrinth irren, sondern uns in den Verzweigungen des künstlichen Raums des Computers verlieren, so könnten wir uns auch erotisch nur mehr auf Bildschirmen ›begegnen‹, was immerhin die physische, nicht aber die psychische Unversehrtheit unserer realen Körper garantieren würde. Eine im Zeitalter von Aids für manche Menschen vielleicht verlockende Alternative. Wir sollten indes nicht vergessen, dass solche in Installationen und Manifesten formulierten Ideen, wie alles, was die klassischen Avantgarden hervorgebracht haben, einen starken rhetorischen Überhang haben. Sie sind ästhetische Manifestationen in Laboratorien, in denen die Dimensionen neuer Techniken symbolisch bis an die Grenze des Möglichen erprobt werden. Sie verhalten sich zur alltäglichen Kulturpraxis wie die extravagantesten Modelle der internationalen Modeschauen in Paris, Mailand oder Barcelona zum Bekleidungsalltag des westlichen Menschen unter den Bedingungen einer kapitalistischen Hypermoderne. Diese formulieren und präsentieren wirksame Botschaften, aber das Bekleidungsprogramm wird als eine große Show mit Publikum interpretiert. Der Laufsteg bleibt eine Bühne, die einen Trennungsstrich zum Publikum markiert.

Einige pedantische Begriffsbestimmungen

Wenn wir uns die Frage vornehmen, wie und inwieweit verschiedene Medien, historisch und aktuell, die Bedingung der Möglichkeit des Treffens, der Begegnung, der Kontaktnahme generieren, sind zunächst einmal drei Fragen zu klären:

- Welcher Typus von Medientheorie ist für unser Thema einschlägig?
- Was ist überhaupt ein Medium?
- Was ist Kommunikation, etwa im Unterschied zu Information oder ästhetischer Expression?

Höchst provisorisch und idealtypisch vereinfacht lassen sich, im Hinblick auf unsere Frage, drei Typen von Medientheorien unterscheiden. Die erste Sorte möchte ich als technische Theorien bezeichnen: In ihnen geht es um den technischen Aufbau, die maschinelle Logik des jeweiligen digitalen »Gestells« (Heidegger), um die technischen Möglichkeiten, um all die Feinheiten, über die die meisten Nutzer dieser Gerätschaften, von bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen, nicht sonderlich viel wissen. Diese technischen Eigenarten fallen für den Benutzer meist störend ins Gewicht, insofern nämlich, als er oder sie die Erfahrung macht, dass sie – ähnlich wie beim Fortbewegungsmedium Auto – eigentlich über die technischen Eigenarten des Computers und seiner Programme mehr Bescheid wissen müssten. Wir sind nämlich mittlerweile daran gewöhnt, uns technischer Instrumente zu bedienen, deren Funktionsweise wir nicht kennen – von der Waschmaschine bis zum Auto. Wir wollen womöglich gar nicht wissen, *wie* sie funktionieren, wir möchten lediglich, *dass* sie funktionieren.

Ein zweiter Typus von Medientheorien konzentriert sich auf die jeweiligen Zeichensysteme oder, um mit Charles Peirce zu sprechen, insbesondere auf symbolische (Sprache), ikonographische (Bild) und indexikalische (Spur). Technische Medien, handwerkliche wie maschinelle, funktionieren nämlich nur, weil es solche externalisierten Zeichensysteme gibt. Sie ermöglichen, was schon in der Eingangsszene beschrieben worden ist: die Anwesenheit des Abwesenden. Alle technischen Informations- und Kommunikationsmittel, die handwerklichen Werkzeuge ebenso wie die modernsten Maschinerien, sind nicht denkbar ohne fixierbare, explizite semiotische Systeme.

Eine dritte Version von Medientheorien konzentriert sich auf das Verhältnis von Mensch und Medien. Dabei geht es – gegen kulturkonservative, auch linke Kulturtheorien, die die Medien als äußeres Verhängnis und als Produzenten von Entfremdung sehen – z.B. darum, das Zusammenspiel und die Gegenläufigkeit von menschlichen Wahrnehmungsmodi und diversen Funktionsweisen von Medien zu analysieren, wie auch die Frage, inwieweit Medien den Zusammenhang Kultur und Gesellschaften modellieren und modifizieren, welcher Typus von Kultur welcher Medien bedarf und wie Medien die Kulturen und ihre Bewohnerschaft verändern. Man kann derartige Gerätschaften als Verlängerungen von Hand und Fuß, aber auch von Auge und Ohr verstehen (McLuhan). Moderne anonyme und großräumige Gesellschaften funktionieren nur dank dieser Wirkungen von technischen Medien. Sie vermehren die Möglichkeiten von Kommunikation auf eine bis dahin nie da gewesene Weise, womöglich aber unter Preisgabe von Momenten, die histo-

risch für Kommunikationsprozesse entscheidend waren: Formen der Kommunikation von Angesicht zu Angesicht.

Harold Innis, ein Vorläufer von McLuhan, hat in diesem Zusammenhang den raum- und den zeitüberwindenden Aspekt von Medialität unterschieden: Medien lassen fast ohne Zeitverschiebung Kommunikation mit räumlich entfernten Menschen zu (Telefon, Computer), es gibt aber auch Medien, die uns zeitlich entfernte Menschen vergegenwärtigen (Speichermedien). Im Hinblick auf das Phänomen der Kommunikation fehlt dieser Begegnung mit verstorbenen Menschen (Photos, Filme, Video, schriftliches Material) aber ein entscheidendes Moment, das für Kommunikation unabdingbar ist: durch leibliche Präsenz vermittelte Interaktivität. (Innis 1997: 95–119) Offenkundig ist es der dritte kulturwissenschaftlich und anthropologisch orientierte Ansatz, der für die Frage nach den Veränderungen von Phänomenen wie Begegnung, Treffen und Kontakt maßgeblich ist, während die anderen beiden Theorie-Typen demgegenüber von untergeordneter Bedeutung sind.

Die zweite Frage bezieht sich darauf, was eigentlich ein Medium ist. Hier gehen die Meinungen weit auseinander. Es gibt Theoretiker, die den Begriff des Mediums extrem weit fassen, und darin zum Beispiel ein Phänomen sehen, das Dinge und Menschen in Erscheinung bringt. (Seitter 2002: 19–32) Umstritten ist auch die Frage, ob gesprochene Sprache ein mediales Substrat darstellt so wie die Schrift oder das Bild. Das Moment der Externalisierung und Auskristallisierung (Speicherung) scheint der flüchtigen Sprache abzugehen. Das legt eine Bestimmung von Medium nahe, die dieses durch die zeitliche und räumliche Trennung von Mensch und Botschaft charakterisiert sieht. Im Tonfilm, auf dem Tonband und mittlerweile auch auf dem Computer wird die gesprochene Sprache gespeichert. Im *Held der westlichen Welt* des irischen Dramatikers Synge etwa spricht der Tote per Tonband auf seiner eigenen Beerdigung – eine interessante Frage übrigens, warum diese Praxis nicht gesellschaftlicher Alltag geworden ist, die »lieben Toten« durch den gespeicherten Ton noch einmal zu Wort kommen zu lassen. Immerhin werden hier Spuren der Verstörung sichtbar, die in die Erfahrungen des modernen Menschen mit den technisch reproduzierten Bildern, Tönen oder Worten eingegraben sind.

Wir wollen uns hier auf Medien konzentrieren, die vor allem den kommunikativen Aspekt betreffen. In der Koppelung zweier etymologischer Bedeutungen möchte ich vorschlagen, Medien als ein oft als neutral und unscheinbar wahrgenommenes Dazwischentreten, als einen sichtbaren oder unsichtbaren Zwischenraum, der andere Menschen in Erscheinung bringt, zu beschreiben. Medien sind ein vertracktes Thema, weil einzelne, nicht alle mediale Systeme, Techniken und Apparaturen

grundsätzlich verschiedenen medialen Funktionen – Kommunikation, Repräsentation, Information, Erinnerung, ästhetische Expression – dienen können.

Die letzte pedantische Klärung gilt demnach der Unterscheidung von Kommunikation und Information. Zunächst einmal ist unter den Bedingungen moderner Gesellschaften sinnfällig, dass beides vornehmlich in einer von den jeweiligen Personen, den sogenannten Sendern und den sogenannten Empfängern, unabhängigen Weise vonstatten geht.

In Kürzel formatiert, lässt sich dies als S-B-S (Subjekt-Botschaft-Subjekt) beschreiben. Kommunikation ist, in Abweichung vom klassischen Subjekt-Objekt-Schema, eine Subjekt-Subjekt-Relation mit der feinen Bestimmung, dass diese intersubjektive Kommunikation stets eine vermittelte ist: durch ein Zeichensystem und – oftmals – auch durch das Dazwischentreten von Zeichenmaschinen. Im Hinblick darauf möchte ich zunächst Information, Kommunikation und ästhetische Expression unterscheiden:

- Bei der Information steht die Nachricht im Fokus (Telefonbücher, Lexika, Datenbanken).
- Verweist die Nachricht auf das Subjekt, steht das jeweils sendende Subjekt im Vordergrund, ist die Nachricht rückbezüglich, dann ist offenkundig Kommunikation gegeben. Es interessiert mich an der Nachricht – durch Brief, E-Mail oder Telefonat – der Umstand, dass A. (mich) liebt und begehrt nur deshalb, weil ich in einem persönlichen Verhältnis zu ihr/ihm stehe. Als bloße »Information« ist diese »Tatsache« unter Umständen völlig ohne Bedeutung. Insofern die oben genannten Medien immer auch Kommunikation generieren, übersteigen sie die bloße Informationsfunktion. Koppelungen von Information und Kommunikation wären: Geschäft, Zusammenarbeit, Dialog. Auch das Dating verkoppelt die Nachricht (Vereinbarung des Ortes und des Zeitpunkts des Treffens) mit einem kommunikativen, persönlichen, intimen Anliegen.
- Im Falle ästhetisch-expressiver Medien wie Film, Theater, Ausstellung, Konzert, Roman handelt es sich weder um eine primäre Form der Information noch um eine der direkten Kommunikation. Solche Medien eignen sich nicht sonderlich für *Dating* (die Begegnung mit dem Autor/der Autorin wird nur selten »real«) und man benützt sie auch nicht als einen Informationspool. Die Prozesse der Information und Kommunikation sind – in einem beinahe Hegel'schen Sinn – aufgehoben in einem Akt der Integration und symbolischen Partizipation. Ästhetisch-expressive Medien sind – semiotisch betrachtet und auf unterschiedliche Weise – »faule« symbolische Maschinen (Umberto Eco). In ihnen liegt der Fokus nicht auf dem Ab-

sender, nicht allein auf der Botschaft, sondern auf dem Empfänger. Kunst ist rezeptionsorientiert.

Das Sender-Empfänger-Modell stellt in vielerlei Hinsicht eine grobe Vereinfachung und schlechte Abstraktion dar, es macht Modifikationen erforderlich, die ich hier ganz summarisch auflisten möchte:

- Es gilt – nicht nur im Hinblick auf das vieldiskutierte Phänomen medial gesteueter Interaktivität –, die schlichte Vorstellung zu korrigieren, wonach das eine Element des medialen Aktes ein aktiver Sender, das andere ein passiver Empfänger ist. Auch in nicht-interaktiven Situationen, in interaktiven medialen Konstellationen wechseln bekanntlich die Funktionen permanent (Telefon, elektronische Nachricht, Brief), gibt es auch in scheinbar medialen Einbahnstraßen (Publikum) ein aktives Moment (das Publikum als Autor/-in).
- Kodierung und Dekodierung befinden sich nicht in einem Spiegelverhältnis. Keine Sendinstanz kann die Empfangsinstanz dahingehend kontrollieren, dass sie dieser die Dekodierung vorschreibt. Die Möglichkeit, den eigenen Code durchzusetzen, nimmt mit zunehmendem technischen Einsatz und der damit verbundenen Distanz ab.
- Botschaften bringen fast zwangsläufig manipulative, technische, rezeptionsbedingte Verzerrungen mit sich.
- Insbesondere öffentliche Botschaften gehen mit Verstellungen einher. Die mediale Maske ist vom Bewerbungsschreiben bis zum Fernsehauftritt relevant. Solche Formen der Medialität haben bereits Renaissanceautoren wie Castiglione und Gracian beschrieben. Zum klugen und richtigen Verhalten in Gesellschaft gehören ganz bestimmte Formen der Höflichkeit, ritualisierte Formen des Entgegenkommens, Strategien des Sagens und des Unterlassens, Formen der Selbstpräsentation.
- Botschaften und die an ihnen Beteiligten unterliegen kulturellen Konventionen und Konnotationen (Rituale). Um sie dekodieren zu können, muss man die in einer Kultur zumeist latenten und selbstverständlichen Narrative und symbolischen Formen kennen.
- Durch technische Medien vermittelte Formen der Kommunikation führen zur Entstehung imaginärer Räume, bringen damit aber auch die Figur des/der Dritten ins Spiel (das gilt für die konventionellen Liebesbriefwechsel ebenso wie für moderne Formen des Dating und des elektronischen Nachrichten-Verkehrs).
- In die Prozesse solcher Formen von medialer Übertragung ist diskursiv-institutionalisierte Macht im Sinne Foucaults eingeschrieben

(Wer fragt wegen eines Treffens an, wer kommt zu Wort, wer bekommt einen Termin? Wer hat Zugang? Wer legt die Spielregeln fest?).

Begegnen

Was ist eine Begegnung? Ist eine Begegnung als Phänomen zwischenmenschlichen Interagierens an einen realen Ort, an meine leibliche Präsenz und an die nicht-technisch-reproduzierte Stimme und an mein Gesicht gebunden? Das ist eine Frage der Definition. Das Wort Kontakt hat etymologisch mit dem Wort *tangere* zu tun, was Berührung bedeutet. Kontakt aufnehmen, heißt eigentlich wechselseitige »Berührung«. Die Frage, ob die gesprochene, technisch nicht gespeicherte, körperlich nicht externalisierte und materialisierte Sprache ein Medium darstellt, hängt ganz ursächlich mit der Differenz zwischen körperlicher Begegnung und technischer Kommunikation zusammen. Die sogenannte Körpersprache oder das Parfum besitzen ganz zweifelsohne über ihre sinnliche Dimension hinaus eine semiotische Komponente, die technisch nicht leicht übermittelbar ist: Der Bildschirm ist keine Haut und er absorbiert sämtliche Düfte.

Anders die Schrift und in gewisser Weise auch das gesprochene Wort. Denn historisch ist es die Schrift, die die Anwesenheit des Abwesenden gewährleistet; das kann der räumlich-örtlich entfernte wie der zeitlich entfernte Mensch, der Tote, der seine Schrift/-en hinterlassen hat, sein. Sie stellt – das gilt übrigens auch für piktographische und ikonographische Zeichensysteme – eine mediale Revolution ohnegleichen dar, indem sie die Kommunikationsmöglichkeiten auf bislang ungeahnte Weise vermehrt und die kulturelle Kohäsion riesiger Menschengruppen ermöglicht. Die technische Kommunikation öffnet Zeit und/oder Raum (Innis), der Preis, der dafür zu entrichten ist, heißt: Abstraktion und Reduktion. Positiv gesprochen bedeutet sie die Emanzipation von unmittelbarer sozialer Kontrolle durch traditionelle Kleingruppen.

Wir können also die persönliche Begegnung und die technisch vermittelte Kommunikation voneinander unterscheiden. Schriftliche (Brief), moderne (Telephon) und neue Medien (*E-Mail*, interaktive *Web-Seiten*, *Chatrooms*) haben also zwei Seiten, zum einen substituieren sie körpernahe Begegnung, machen Begegnung tendenziell überflüssig, zum anderen aber ermöglichen sie erst körperbezogene Begegnungen von Angesicht zu Angesicht. Diese Differenz ist konstitutiv für das Thema des Treffens und Begegnens. Denn in ihr wird deutlich, was die Präsenz des Anderen im Sinne der Philosophie von Emmanuel Lévinas bedeutet: die

Emanation des Anderen, seine Realpräsenz mittels Stimme und Antlitz. Dabei ist entscheidend, dass ich angeschaut und angesprochen werde, dass der Andere hinter der medialen Maske irritierend, überraschend, beglückend, bestürzend zum Vorschein tritt. Überdeutlich kommt in der persönlichen Begegnung zum Vorschein, wie hyperkomplex und stets interaktiv Kommunikation ist und wie unbeholfen z.B. der technisch versierteste digitale Transfer sich demgegenüber ausnimmt. Er verhält sich zur direkten leiblichen Kommunikation wie ein technisches selbstbewegliches Fortbewegungsmittel zur menschlichen Eigenbewegung. Gesten, Atmosphäre des Ortes, Geruch, körperliche Aura, Übertragungsformen, wie sie nur durch die leibliche Anwesenheit realisierbar sind, werden in dieser Begegnung ausgeschieden. In einer Zeit, in der technische Kommunikation leicht und ubiquitär verfügbar ist, wird die persönliche Kommunikation zur kostbaren Ressource. Insofern perpetuieren die digitalen Medien jenes Phänomen, das man mit Luhmann* als romantische Liebe (Luhmann 1982: 21–39, 49–56) bezeichnen kann, eine Liebe, die auf Medien und Medialität angewiesen ist und die genau von dem Spannungsverhältnis imaginärer, durch die technische Kommunikation geöffneter Räume und der realen leiblichen Begegnung lebt, von dem Widerspruch unbedingter Abwesenheit und plötzlich einfallender Gegenwärtigkeit.

Die technische Kommunikation bereitet die reale Begegnung vor. Ohne Verabredung kein *date*, kein Treffen. In das englische Wort ist mit dem Datum auch schon das zeitliche Moment eingeschrieben. Es ist übrigens gar nicht so einfach, sich zu treffen – ich meine nicht nur wegen der heutigen aberwitzigen Zeitökonomie. Um sich zu treffen, bedarf es exakter Zeit- und Ortsangaben; anonyme Großgesellschaften sind nur möglich dank effizienter und perfekt funktionierender Medien und Zeitmaschinen. Dass sich einander wildfremde Menschen, die an unterschiedlichen Orten wohnen, treffen können, dass sie anonym zur gleichen Zeit an Radio- und Fernsehsendungen oder Gesprächen im »Plauderzimmer« (*chat room*) partizipieren, hat mit der Erfindung der modernen, Heidegger würde sagen, der vulgären Zeit zu tun, genauer mit der Globalisierung der Zeit. Dass sich Menschen, unabhängig welches Medium sie verwenden, treffen können, setzt die kulturelle Existenz messbarer, »zur Strecke gebrachter Zeit« (Sonnemann 1987: 279–298) voraus, ferner auch, dass die Uhren in größeren Räumen überall gleich gehen oder berechenbar voneinander abweichen, wie das am Höhepunkt des Eisenbahnzeitalters, das viel zur chronologischen Homogenisierung beigetragen hat, eingetreten ist. Für eine möglichst störungsfreie und benutzerfreundliche Koordination des Eisenbahnverkehrs war die Vereinheitlichung eine unabdingbare Voraussetzung. Nicht nur in die *Zeitung*,

sondern in viele andere Medien (siehe etwa die Zeitdiktatur in Radio und Fernsehen) ist – mittelbar oder ganz unmittelbar – eine Uhr eingebaut. Vor der Erfindung der objektiven Zeit muss man sich, um Menschen zu treffen, an Orte begeben, wo man vermutet, dass sie sich – verlässlich oder regelmäßig – aufhalten: Orte des Tausches (Markt), Orte des Heiligen (sakrale Orte), Orte des Essens und Übernachtens, Orte der Feste. Nachrichtenbörsen, Begegnungsstätten. (Müller-Funk 2000)

Heute können wir Begegnungen und Treffen, private, ökonomische, politische, medial selbst organisieren, koordinieren und dabei auch die Zeit für die eigenen Zwecke und Befindlichkeiten einsetzen. Die digital Interagierenden haben in ihrer Sozialisation gelernt, mit Zeit und Ort auch strategisch umzugehen: wer es mit dem Treffen zu eilig hat, verrät sein/ihr augenscheinliches Begehren, was dem Gegenüber die Möglichkeit temporären Entzugs gibt. So sind also in der medial formatierten Begegnung auch jene Zeit- und Machtkonstellation, die eine reale Begegnung vorbereiten, mit dem erotischen Dispositiv verschränkt, das durch Zugriff und Entzug charakterisiert werden kann. Denn der – subjektive – Wert eines Dinges bzw. eines Menschen liegt nicht zuletzt in dem Widerstand, den er mir entgegensetzt, ihn auch nur zeitweilig zu erlangen. (Simmel 1902/1989) »Realpräsenz« hat ihren Preis.

Historische Tiefendimension. Der klassische und der romantische Liebesbrief

Der mediale Cocktail unserer Tage vermehrt die Kommunikationsmöglichkeiten; er raffiniert das Spiel von Nähe und Ferne. Im Hinblick auf die neuen Medien, die in mancherlei Hinsicht nur fortsetzen, was durch die mediale Revolution des 20. Jahrhunderts (Telephon, Radio, Fernsehen, Film) bewirkt worden ist, kommt es zur Entkoppelung der territorialen von den symbolischen und imaginären Räumen. Zwar verschwindet der »reale« Raum nicht vollständig, aber er wird zugleich zur Metapher für symbolische Verbindungen und für den Ort individueller oder kollektiver Phantasmen.

Die Zwischenräume, dieses irrlichternde Feld von Erwartungen, Missverständnissen, Wünschen und Begierden, wachsen mit zunehmender Abstraktion und Absenz Dieser Zwiespalt ist höchst riskant: Als der junge Lyriker Baudelaire, der mit seinem weiblichen Idol über lange Zeit in einem vermittelten Verhältnis gestanden hatte – mittels Brief und gewidmetem Gedicht –, endlich ans Ziel seiner Wünsche kam, der körperlich-innigen sexuellen Vereinigung mit der bis dahin bildhaft entfernten Geliebten, der Muse seiner *Fleurs du Mal*, da bedeutete das vermeintli-

che größtmögliche erotische Glück nach all den romantischen Überhitzungen, die im medialen Zwischenraum entstanden waren, die vielleicht größte Enttäuschung seines Lebens.

Ich bin kein Hegelianer, aber es ließe sich doch behaupten: Erst durch die Medialisierung und ihren strukturellen Platonismus kommt das komplexe Spannungsverhältnis, wie es dem Erotischen zugrunde liegt, auf den Begriff. Zumindest aber wird es ausgebreitet, gestaltet, inszeniert, externalisiert, und zwar gerade deshalb, weil die mediale Kommunikation nicht die reale leibliche Präsenz zweier Gegenüber zu substituieren vermag. Ich glaube nicht, dass Baudelaires Enttäuschung viel mit der Person Madame Sabatiers, ihren emotionalen, intellektuellen und erotischen Eigenschaften zu tun hatte; wahrscheinlich hätte es keine Frau der Welt gegeben, die die angestauten Wünsche und Begehren dieses Mannes hätte zufriedenstellen können. Die Enttäuschung war struktureller, d.h. medial bewirkter Natur: Sie bezog sich auf die schiefe Relation von Virtualität und »Realität«. Oder in romantischer Diktion auf die Differenz der fernen Gottheit und der allzu nahen, fassbaren Leiblichkeit einer (von vielen) Geliebten: »Und schließlich [...] warst Du vor ein paar Tagen eine Gottheit, und das ist so bequem und so schön, so unantastbar. Jetzt bist Du Frau.« (Baudelaire 1857/1975: 28)

Ein weiteres historisches Beispiel mag diese Asymmetrie verdeutlichen: der Liebesbrief, wie er um 1800 zum guten Ton der Gesellschaft gehörte. Er war *comme il faut*. Festgelegt waren bereits der Code und damit auch die Geschlechterkonstruktionen, für den Mann wie für die Frau. Handbücher mit einschlägigen Regeln und Musterbriefen legen fest, wie Mann oder Frau zu schreiben haben. (Anton [1995], Claus [1993]) Schon für den empfindsamen Brief ist es entscheidend, sich als emotional überschwänglicher Mensch zu zeigen. Der Lyriker und Dramatiker Klopstock und seine spätere Frau Metâ Moller haben sich im virtuellen Raum der schriftlichen Kommunikation über ein Jahr einen regelrechten symbolischen emotionalen Schlagabtausch geliefert, eine Überbietungsaktion, einen Potlatsch der Gefühle. Nicht unwichtig hinzuzufügen, dass sie sich während dieses Briefwechsels nur ein- oder zweimal real begegnet sind, und das in einem behüteten familiären Umfeld, das einigermaßen ungeeignet für die Bekundung von Leidenschaft ist. Ein befremdliches und zugleich vertrautes Phänomen ist übrigens auch der augenscheinliche Voyeurismus in dieser medialisierten Liebeskultur: Die Briefe sind zwar süße Geheimnisse individualisierter Seelen, aber sie werden wie ein Prunkstück vorgezeigt: Eine Frau erhöht ihr gesellschaftliches Kapital, ihr Ansehen, wenn sie einen literarisch begabten Anbeter und Heiratskandidaten vorzuweisen hat. Es gibt also in diesem Zeitalter demonstrierter Empfindsamkeit ein hohes Maß an Inszenierung, das

heißt immer auch an Verstellung – es handelt sich um ein Spiel des Als-ob. Auf diese Differenz wird peinlich geachtet, und sie einzuebnen wäre ein Zeichen von schlechtem Geschmack. Diesen verkörpert etwa die jüngere romantische Generation, wenn sie sich von den galanten Damen des späten Rokoko Zurechtweisung einhandelt.

Der Brief ist nicht bloß ein passives Mittel, ein Werkzeug der Liebe, sondern durch sein Dazwischentreten verändert sich die Liebe. Die Differenz zwischen brieflicher und leibhaftiger Begegnung konstituiert moderne Befindlichkeiten der Liebe: So lässt sich von einer Erfindung der modernen romantischen Liebe aus dem Geist des Briefes sprechen. Die Empfindsamkeit spielt noch mit den Gefühlen, will ihren erotischen Konsequenzen aus dem Weg gehen, so wie die Modeschriftstellerin Sophie Mereau, die sich plötzlich einem jungen stürmischen Anbeter gegenüber sieht, der nicht nur virtuos mit dem Medium des Briefes umzugehen versteht – er entzieht sich, bringt einen Dritten, seinen Bruder, ins Spiel, berichtet von anderen Frauen, die der Angebeteten ähneln usw. –, sondern als logische Konsequenz ihrer und seiner leidenschaftlichen Offenbarungen den Vollzug der Liebe einfordert: Die geschlechtliche Liebe rechtfertigt sich durch die Intensität der gegenwärtigen Leidenschaft. Demgegenüber argumentiert die ältere, übrigens damals literarisch viel prominentere Frau, dass es sich um ein galantes Spiel handelt, gerade weil das Medium des Briefes im Spiel ist. Dieser Spielcharakter überträgt sich übrigens auch auf die inszenierten Begegnungen. Es ist vielleicht nicht unwichtig zu erwähnen, dass die beiden sich – anders als Klopstock und Moller in der ersten Phase ihres Briefwechsels – regelmäßig in diversen Salons treffen. Insofern besitzt der Brief als Medium betrachtet einen symbolischen Überschuss, er hat nicht so sehr die Funktion, ein Treffen zu arrangieren, vielmehr bildet er die verlässliche, im Schriftlichen verankerte Manifestation des innigen Verhältnisses. So werden in den Briefen nicht nur Treffen vereinbart, sondern gemeinsam erlebte gesellschaftliche Abende kommentiert und rezensiert. Nur durch die Verschriftlichung existiert die schöne, in bedeutsame Worte gefasste Liebe. Diese doppelbödigte Struktur verschwindet, nachdem die beiden ein Paar geworden sind – nach einer langen Zeit der Irrungen und Wirrungen und dank der ersten Scheidung im Herzogtum Weimar, die übrigens von Herder durchgeführt wurde, der Scheidung Mereaus von ihrem Mann, dem Hofbibliothekar.

Es war der Triumph einer neuen Subjektivität (Brentano) über eine ältere Form der Selbstpräsentation, in der das Imaginäre, das im Zwischenraum Angesammelte, nicht aus dem Bereich poetischer Verschriftlichung entweichen sollte – der Sprachkörper sollte als Substitut und poetisch überhöhter Ersatz des realen, der sexuellen Begegnung offener,

ungeschützter Leiber dienen. Demgegenüber nutzt der romantische Briefschreiber das Potential des Mediums Brief im Sinne seiner eigenen erotischen Wünsche gründlich aus. (Müller-Funk 2005: 89–109)

Die elektronisch verfertigte Botschaft, das E-Mail, zeichnet sich durch eine ungleich höhere Geschwindigkeit aus, auch wenn man in Rechnung stellen muss, dass der Briefverkehr anno 1800 dank eines personalintensiven Briefträgerwesens schneller funktionierte als in heutiger Zeit. Medial erprobte und nach virtueller Liebe lüsterne Menschen unserer Tage können sich heutzutage binnen weniger Stunden einen solchen vermeintlich zweisamen imaginären Raum erschaffen. Sie haben die Wahl, die Begegnung als virtuelles Spiel zu betrachten, das auf den durch das Medium geschaffenen Raum beschränkt bleibt, oder es als Vorspiel einer möglichen intimen Beziehung anzusehen. Vielleicht liegt der Reiz auch darin, dass das eine Frage der Entscheidung ist, die mit der Eigendynamik des virtuellen Begegnens, das zugleich ein Nicht-Begegnen ist, einhergeht:

Love.at Premium Mitglied werden & Mitgliedschaft verlängern

Als Premium-Mitglied haben Sie folgende Vorteile:

- Sie erhalten eine persönliche Love.at Mailadresse und können somit anonym Kontakt zu beliebig vielen anderen Mitgliedern aufnehmen
- Sie können Profilbilder in Großansicht betrachten
- Es stehen Ihnen weitere Suchfunktionen zur Verfügung
- Wir senden Ihnen auf Wunsch passende Userprofile auch per SMS zu (www.love.at 2006).

Bei dieser scheinbar entspannten Kommunikation (»Wow, ab zur Registrierung ...«) werden bestimmte Merkmale der Hypermoderne sichtbar: Nicht selten verbindet sich dabei eigentlich Unvereinbares miteinander: der Wunsch nach Unverbindlichkeit und Unabhängigkeit mit dem Wunsch nach Intensität, die Gleichförmigkeit der Maschinerie und des Verfahrens mit der Sehnsucht nach Exklusivität, die Ambivalenz von Nähe und Ferne, Fernliebe und entflammter Körperlichkeit.

Zugleich aber wird, und das ist gerade an jenen Webseiten sichtbar, in denen es auch um das sogenannte seriöse Anbahnen und nicht nur um sexuelle Gelegenheitsbekanntschäften geht, ein ganz anderes Moment sichtbar, das scheinbar der romantischen Selbst- und Fremdaufladung zu widersprechen scheint: die Zunahme an strategischem Kalkül, an Rationalität und Distanz.

Ich vermute, dass das allen Medien seit der Schrift strukturell eigentümlich ist. In seiner »Philosophie des Geldes« (Simmel 1902/1989: 591–723) hat Simmel das am Beispiel des Mediums Geld veranschau-

licht. Auf Grund von dessen Eigenart, dem Begehren einen versachlichten und gesellschaftlich akzeptierten Ausdruck zu verleihen, verbindet Geld das Unmögliche: Subjektivität und Objektivität. Kalkül, Abstraktion, Intellektualität, »Kommunismus« (d.h. Egalität im Einsatz des betreffenden Mediums) sind für ihn strukturelle Konsequenzen, die sich mit modernen Medien wie dem Geld verbinden. Sie sind strukturell, weil sie nicht an spezifische Eigenschaften einzelner Menschen, nicht an ideologische Strömungen oder kulturelle Moden geknüpft sind. Ich wage die These, dass es zwischen dem Tauschmedium Geld und all jenen Kommunikations- und Informationsmedien, die uns heute im Hinblick auf die Begegnung von Menschen beschäftigen, einen inneren Zusammenhang gibt. (Müller-Funk 2007) Sie haben gemeinsam, dass sie große anonyme Menschenmassen, direkt wie indirekt, komprimieren und kohärieren. Es ist vor allem das Dazwischen, das auf merkwürdige Weise sowohl rational-strategisches Kalkül konstituiert als auch einen imaginären Raum des Irrationalen, des Begehrens schafft. Simmel spricht in diesem Zusammenhang von der »Greifbarkeit des Abstraktesten« (Simmel 1902/1989: 137). Neue Medien sind also nicht nur funktionstüchtig im Hinblick auf die Ermöglichung von Begegnung, sie modellieren vielmehr die Spielformen und die Umgangsweisen der daran Beteiligten.

Substitution und medialer Platzwechsel

In einschlägigen Diskursen über alte und neue Medien spielt das Phänomen der Substitution eine entscheidende Rolle. Das damit oft einhergehende Verschwinden medialer Maschinen und Werkzeuge gibt es vergleichbar im Bereich der Produktion, im Übergang von der Handarbeit über die Manufaktur zur industriellen und postindustriellen Fabrikationsweise. Maschinen sind nicht bloß sterblich, wie Dietmar Kamper einmal formuliert hat (Kamper 1996: 223–229), sie veralten. Beispiele hierfür wären die Schreibmaschine, das Telegramm, das Tonband, oder – um sehr personalintensive vormoderne Techniken zu erwähnen – die Flaschenpost, die, wie der Leser von Christoph Ransmayrs Nordpol-Roman nachlesen kann, noch bei der ersten und einzigen österreichischen Nordpolexpedition von Payr und Weyprecht eine Rolle gespielt hat (Ransmayr 1984/1987), die Brieftauben oder das Lauffeuer, das eben nicht bloß eine Metapher, sondern eine längst entschwundene historische Wirklichkeit darstellt: dass eine wichtige Information, z.B. die Siegesmeldung beim Krieg, durch eine Stafette von sich abwechselnden Läufern transportiert wird (ein Überbleibsel dieser Technik ist übrigens der Transport des olympischen Feuers). Was übrigens zu schreiben bliebe, ist

nicht nur die Geschichte der verschwundenen Kommunikations- und Informationsmedien, sondern auch die Geschichte vergangener Zukünfte und Utopien, die nie Wirklichkeit geworden sind, weil eben die Substitutionstheorie bestenfalls halbwahr ist.

Die Funktionen, die die ehemals mächtigen Informations- und Nachrichtenmedien erfüllten, sind nicht verschwunden. Auch in einer durch und durch medialisierten Gesellschaft spielen das Gerücht und der gute Ruf, ein übrigens sehr ungreifbares und interessantes, aber vordergründig nur anachronistisches Phänomen, beim Erfolg von Büchern oder Veranstaltungen wie bei der Karriere von Menschen noch immer eine maßgebliche Rolle. In gewisser Weise sind die alten Medien, vor allem die mit ihnen einhergehenden Modi von Kommunikation und Information – noch einmal mit Hegel gesprochen – in anderen »aufgehoben« (McLuhan): die Tastatur der Schreibmaschine zum Beispiel im Computer, das Tafelbild im Fernsehbild, der Bildschirm des Fernsehens wiederum im PC, der Brief im elektronisch versandten Brief, der *E-Mail*, die Annonce im Dating, die Peepshow in digitalen pornographischen Präsentationsformen usw. Dabei geht die Schaffung visueller »Authentizität« mit der Produktion von Ferne einher: Das wahrnehmungsgerecht Präsentierte, scheinbar Greifbare rückt zugleich in die Ferne, die eine täuschende Nähe ist.

Einige, aber keineswegs alle älteren Medien und Formen der Nachrichtenübermittlung, der Kommunikation und der ästhetischen Expression sind verschwunden. Andere wechseln im Gefolge medialen Wandels ihren Ort und ihre Funktion. Sie unterliegen einer Ausdifferenzierung: Im Zeitalter des digitalen Briefes kann das Telefonieren etwa vom Festnetz eine private Note bekommen: Man schreibt lieber mit elektronischer Post, anstatt sich auf die Begegnung der Stimmen einzulassen; ein womöglich handgeschriebener Brief, sofern er nicht von einem älteren Menschen stammt, wird gar zu einem Luxus; und wer darauf Wert legt, dass jemand wirklich zu Besuch, zu einem Treffen, zu einer Veranstaltung kommt, der verschickt eine Einladung. Angesichts der billigeren und schnelleren Möglichkeit des freilich überbordenden digitalen Briefverkehrs enthält der auf postalischem Wege versandte Brief eine »verschwiegene« Zusatzinformation: Du stehst auf meiner speziellen persönlichen Liste, ich lege auf Dein Kommen besonderen Wert. Unterstrichen wird dies gerne auch damit, dass Mann oder Frau auf die betreffende Einladung ein paar Worte mit Namen kritzeln.

Bei den entsprechenden Möglichkeiten der Kontaktnahme von Personen, die sich bislang nicht kennen, sich aber übereinander informieren, liegt die Sachlage ein wenig anders. Die elektronische Vor-Begegnung enthält auch die Botschaft, dass es etwas Gemeinsames zwischen den

potentiellen Liebespartnern gibt, nämlich dass sie sich des gleichen Mediums bedienen und die konventionellere Methode von Annoncen und Heiratsanzeigen vermeiden.

Die Hauptfiguren in Bauersimas Stück *norway.today*, Julie und August, haben sich durch digitale Kontaktaufnahme kennengelernt. Was sie suchten, war nicht das Begehren, das stets gemeinsam sein muss, wenn es sich nicht ins Tragische oder Komische wenden soll, was sie suchen, ist die digitale Variante von Kleists Suizid – einen Partner für einen Tod:

»Hallo ich bin Julie. [...] Meine Nachricht ist [...] nur für die Leute bestimmt, die sich umbringen wollen. Ich bitte deshalb diejenigen, welche nicht die Absicht haben, das Leben sein zu lassen, mir keine weitere Beachtung zu schenken und diesen Chatroom kurz mal zu verlassen.« (Bauersima [2003], 11)

In der Differenz der unterschiedlichen medialen Verwendungen und Nutzungen kommt eine Divergenz von Lebensstilen und von Konzepten des Selbst zum Tragen. So ist die digitale Begegnungsanbahnung ein zeitgemäßer Mittelweg zwischen der alten Annonce und dem nicht selten riskanten, oder anödenden ›Aufriss‹ in Lokalen und Diskotheken, in dem es kein strukturiertes Dazwischen gibt, keinen Schutz, keine mediale Maske. Das Dazwischen-Treten des Mediums erlaubt die Koppelung des Unmöglichen: die persönliche Geste mit einem emotional unterkühlten Duktus der Sprache. Beide sind direkter Ausfluss einer spezifischen Medialität, wie sie die unverbindliche Form des digitalen Mediums erst möglich macht. (Karl Markus Gauss [2007])

Im Zeitalter reproduzierter Information, Kommunikation und Kunst ist also mit einer Luxurierung der persönlichen Begegnung zu rechnen, insbesondere dann, wenn die neuen Medien den Glanz und die Aura des Neuen verloren haben und kulturelle Alltagsrealität geworden sind. Dann wird auch der Machtfaktor sichtbar, der mit der Substituierung realer durch technisch vermittelte Kommunikation einhergeht: Wie in Franz Kafkas kurzem Prosatext über den kaiserlichen Boten wird der Zugang zu persönlicher Begegnung nur wenigen Sterblichen zuteil, er ist exklusiv, ein knappes Gut. Das gilt vor allem im geschäftlich-politischen Feld. Im privaten Bereich häuft sich das Bedauern der medial Kommunizierenden, dass sie sich schon so lange nicht getroffen haben, nicht im emphatischen Sinn begegnet sind.

Warum die leibliche Begegnung also nicht verschwinden dürfte und der einsame Solitär/die einsame Solitärin, der/die auch noch die Pizza per Mausklick bestellt und sein/ihr erotisches Begehren virtuell stillt, Utopie oder Dystopie bleiben wird, lässt sich insbesondere für eine konstruktivistisch verfahrenende Kulturwissenschaft gar nicht so einfach beantworten. Vermutlich stärkt die Differenz, die durch die Medien gesetzt wird,

jene Grenzdimension, die in der Phänomenologie mit dem Begriff der realen Lebenswelt umschrieben ist und die vermutlich jene Intimität generiert, ohne die Begegnung letztendlich nicht möglich ist. Diese Realität hat mit Tast- und Geruchssinn, mit unbeobachteter Interaktion, mit Haut, mit der Körpernähe der gesprochenen Sprache und mit dem Selbstbezug des Leiblichen in der Begegnung des Anderen zu tun. Kommunikation und Information beruhen auf einem sozialen Tatbestand, ohne den beide überhaupt nicht denkbar sind und der seit David Hume in der Philosophie eher am Rand behandelt worden ist: Vertrauen und Anerkennung. Genau das ist es, was die Politik beschwört, die sich dem Bürger vor allem durch moderne Massenmedien mitteilt. Aber auch diese bedürfen eines Grenzwertes von Vertrauen, um zu funktionieren. Man muss glauben, dass ihre Nachrichten verlässlich und richtig sind, dass sie stimmen. Vertrauensbruch erzeugt zumeist das Ende der Kommunikation und führt zur Implosion des Nachrichtenmediums. Persönliches Vertrauen hingegen ist vornehmlich nur in der direkten Kommunikation zu erwerben. Daher heißt es auch in der Worthülensprache von Politik und Medien, dass zwei Partner sich in Verhandlungen näher gekommen sind und dass das verlorene Vertrauenskapital wieder aufgebaut werden muss. Oder vorsichtiger formuliert: Vertrauen ist nur in realer Kommunikation durchspielbar. Deshalb greifen die Mächtigen dieser Welt nicht nur zum Telefon und beschäftigen ihre Bükratien mit E-Mail-Verkehr, sondern treffen sich leibhaftig. Zudem scheinen persönliche Begegnungen geeignet, etwaige Missverständnisse im Hinblick auf den Kontext der jeweiligen Kommunikation auszuräumen. Wenn es entscheidend wird, dann suchen wir das Heil in der persönlichen Begegnung.

Man kann dies auch kulturgeschichtlich und -anthropologisch erklären. Peter Sloterdijk hat vor vielen Jahren davon gesprochen, dass der Mensch zwar konzeptuell ein Kopernikaner geworden, leiblich aber ein Ptolemäer geblieben ist (Sloterdijk 1987). Diese prinzipielle Differenz scheint mir einschlägig für jedwede ambitionierte Theorie der Medien. Sloterdijks These ließe sich als eine Art von historischem Rückstand interpretieren, der irgendwann einmal obsolet geworden sein könnte. Aber diesen Zwiespalt könnte man auch – und diesen Befund würde ich vorziehen – dahingehend verstehen, dass unsere Leiblichkeit uns auf die persönliche Kommunikation und das Leben in Kleingruppen fixiert, auch wenn wir mit Zigtausenden von Menschen auf die ein oder andere Art und Weise in Kontakt treten. Dieser Bestand markiert Grenzen technischer Kommunikation gerade im Hinblick auf wichtige und elementare Aspekte der Lebenspraxis: Lebensgemeinschaften, Studium, Arbeit und Produktion, Politik. Das Funktionieren mittelbarer Kommunikation basiert nicht zuletzt auf der Erfahrung gelungener unmittelbarer Kommuni-

kation. Als Sekundärphänomen tritt überdies – das zeigt das Beispiel des *Datings* sehr anschaulich – Hunger nach Realität mit exhibitionistischen Tendenzen zutage.

Heutige Menschen sehen sich nicht nur mit der Frage konfrontiert, mit wem sie sich wo treffen und was sie mit ihnen zu welchem Zweck gemeinsam tun wollen. Hier kommt noch einmal Simmels intellektueller Mensch ins Spiel, der strategisch, in langen Zweckreihen denkt und für den sich heute das Problem stellt, welches Medium für welchen Zweck das angemessene ist. Auf diesen Benutzer-Typus, der auch das Irrationale rational betreibt, sind heutige elektronische Kontaktbörsen ausgelegt:

Mit Love.at und KroneHit jetzt Flirten im TV!

Jetzt gibt es für unsere User eine Dating-Möglichkeit der Extraklasse. Love.at holt Sie in Kooperation mit KroneHit Charts zum Flirten ins Fernsehen...

Wir suchen ein Pärchen, das sich auf Love.at kennengelernt hat, und das sein erstes Date »in Natura« gerne vor laufender Kamera bei einem hochkarätigen Disko Event bestreiten würde.

...

Sie können sich als VIP Gäste in einer stilvollen Lounge bei guten Getränken das erste Mal tief in die Augen schauen.

Über den Abend verteilt werden sie immer wieder gefilmt und können am Ende des Dates ein Resümee vor der Kamera abgeben.

Damit Sie an Ihrem großen Abend auch perfekt gestylt sind, werden die Moderatoren von KroneHit am Tag des Dates mit Ihnen shoppen, zum Friseur und zum Stylisten gehen, auch hier von einem Kamerteam begleitet. (www.love.at, 2006)

Literatur

- Anton, Annette C. (1995): Authentizität als Funktion, Stuttgart.
- Baudelaire, Charles (1975): Sämtliche Werke/Briefe in acht Bänden. In: Friedhelm Kemp und Claude Pichois (Hg.), Bd. 3: Les Fleurs du Mal/Die Blumen des Bösen, München: Hanser.
- Bauersima, Igor (2003): *norway.today*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bauersima, Igor/Desvignes, Réjane (2005): *Boulevard Sevastopol*, Wien Burgtheater 2005/2006 (Programmheft)/Frankfurt a.M.: Fischer.
- Castiglione, Baldassare (1996): *Der Hofmann. Lebensart in der Renaissance [1528]*. Aus dem Italienischen von Albert Wesselski, Berlin: Wagenbach.
- Claus, Elke (1993): *Liebeskunst. Untersuchungen zum Liebesbrief im 18. Jahrhundert*, Stuttgart.

- Dereky, Pál/Kékesi, Zoltán/Kelemen, Pál (Hg.) (2006): *Mitteleuropäische Avantgarden*, Frankfurt a.M.: Peter Lang/Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Felderer, Brigitte (Hg.) (1996): *Wunschmaschine Welterfindung. Eine Geschichte der Technikvisionen seit dem 18. Jahrhundert*, Wien/New York: Springer.
- Freud, Sigmund (1994): *Das Unbehagen in der Kultur und andere kulturtheoretische Schriften*. Mit einer Einleitung von Alfred Lorenzer und Bernard Görlich, Frankfurt a.M.: Fischer, S. 29–108.
- Gauss, Karl Markus (2007): *Der Standard*. Album, Ausgabe vom 27./28.1.2007.
- Gracian, Baltasar (1996): *Der kluge Weltmann [1646]*. Aus dem Spanischen von Sebastian Neumeister, Frankfurt a.M.: Verlag Neue Kritik.
- Hartmann, Frank (2000): *Medienphilosophie*, Wien: WUV/UTB.
- Innis, Harold A. (1997): *Kreuzwege der Kommunifikation*, hg. von Karlheinz Barck, Wien/New York: Springer.
- Kamper, Dietmar (1996): »Maschinen sind sterblich wie Leute. Ein Versuch das Telematische wegzudenken«. In: Wolfgang Müller-Funk/Hans Ulrich Reck (Hg.), *Inszenierte Imagination. Beiträge zu einer historischen Anthropologie der Medien*, Wien/New York: Springer, S. 223–229.
- Kapferer, Jean Noel (1996): *Gerüchte. Das älteste Massenmedium der Welt*. Leipzig: Kiepenheuer.
- Klages, Ludwig (1921/1951): *Der kosmogonische Eros*, Stuttgart: Hans Günther Verlag.
- Klinger, Cornelia/Müller-Funk, Wolfgang (2004): *Das Jahrhundert der Avantgarden*, München: Fink.
- Lévinas, Emmanuel (1991): *Zwischen uns. Versuche über das Denken an den Anderen*. Aus dem Französischen von Frank Miething, München: Hanser.
- www.love.at/a/content?id=2, 9.2. 2006.
- Luhmann, Niklas (1982): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- McLuhan, Marshall (1992): *Die magischen Kanäle*, Düsseldorf: Econ.
- Müller-Funk, Wolfgang (1999): *Junos Pfau. Studien zur Anthropologie des inszenierten Menschen*, Wien: WUV (= Wiener Vorlesungen. Konversatorien und Studien 8).
- Müller-Funk, Wolfgang (Hg.) (2000): *Zeit. Phantom – Mythos – Realität*, Wien/New York: Springer.
- Müller-Funk, Wolfgang (2005): »Die Erfindung der Liebe aus dem Medium des Briefes«. In: Ingrid Bauer/Christa Hämmerle/Gabrielle

- Hauch (Hg.), Liebe und Widerstand. Ambivalenzen historischer Geschlechterbeziehungen, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, S. 89–109.
- Müller-Funk, Wolfgang (2007): Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung, Wien/New York: Springer [2002, erweiterte Ausgabe 2007].
- Pfeiffer, K. Ludwig (1999): Das Mediale und das Imaginäre. Dimensionen kulturanthropologischer Medientheorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ransmayr, Christoph (1984): Die Schrecken des Eises und der Finsternis, Wien: Brandstätter.
- Seitter, Walter (2002): Physik der Medien. Materialien – Apparate – Präsentierungen, Weimar: Verlag und Datenbank der Geisteswissenschaften.
- Simmel, Georg (1989): Philosophie des Geldes, Gesamtausgabe, Bd. 6, hg. von Otthein Rammstedt, David P. Frisby und Klaus Christian Köhnke, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sloterdijk, Peter (1987): Kopernikanische Mobilmachung und ptolemäische Abrüstung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sonnemann, Ulrich (1987): Tunnelstiche. Reden, Aufzeichnungen und Essays, Frankfurt: Syndikat, S. 279–298.
- Waldenfels, Bernhard (1990): Der Stachel des Fremden, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Žižek, Slavoj (1997): Die Pest der Phantasmen. Wien: Passagen Verlag.

BEGEGNUNGEN ALS VERGEGNUNGEN. DIE URBANISIERUNG DES ELEKTRONISCHEN NETZES

MARTINA LÖW/SERGEJ STOETZER

»Die Stadt ist ein Ort der Vergegnungen«, schreibt Zygmunt Bauman (1995: 235). Urbaner Raum ist so organisiert, dass jenseits von Verabredungen Begegnungen vermieden werden können. Unter Bedingungen permanenten Zusammentreffens fremder Menschen wird der immer involvierte Andere wahrgenommen, ohne dass sich Interesse füreinander entfaltet. Obwohl man um seine Existenz weiß, wird räumlich und sozial eine Kultur entwickelt, die die Begegnung zur Vergegnung gerinnen lässt.

Städte sind für Bauman maßgeschneiderte Bühnen für das Spiel der Flaneure. Es werden Orte geschaffen, die den Besuchern/-innen das *Vergnügen des Schauens* bereiten: »Der Fremde im Spiel des Flaneurs ist nur der Anblick des Fremden.« (Bauman 1995: 259) Hans-Paul Bahrtd definiert deshalb »Öffentlichkeit« über jenes stilisierende Handeln jedes Einzelnen, das zwei Aufgaben gleichzeitig erfüllen soll:

»einerseits zu verhüllen, was der nur beschränkt kalkulierbaren sozialen Umwelt vorenthalten werden soll, andererseits ihr all das, was für sie bestimmt ist, deutlich genug zu zeigen, damit auch im flüchtigen Kontakt ein Arrangement gelingt.« (Bahrtd 1961: 43)

Die Flüchtigkeit der Begegnungen, gepflegte Distanz, Anonymität und Unpersönlichkeit sind auch für Bahrtd die Merkmale urbaner Kommunikation:

»Nach der Uhrzeit darf man fragen. Ein Mann darf einen anderen Mann, der gerade raucht, um Feuer bitten. Auch nach dem Weg darf man sich erkundigen. Aber man erkennt den Menschen vom Lande sofort daran, daß er bei dieser Gelegenheit gleich erzählt, wen er zu besuchen gedenkt und warum er sich nicht auskennt.« (Bahrtd 1961: 42)